



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gymnasiallehrer und Gymnasialnovellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gymnasiallehrer und Gymnasialnovellen



Es wäre in kulturgeschichtlicher Beziehung eine interessante Arbeit, einmal zu untersuchen, wie sich in unsrer Romandichtung die Gesellschaftskreise und Berufsstände ändern, aus denen die Schriftsteller mit Vorliebe ihre Helden zu nehmen pflegen. Natürlich könnte sich eine derartige Untersuchung nur auf die sogenannten sozialen Romane und Novellen beziehen, denn bei geschichtlichen Romanen kann von einer freien Wahl des Schriftstellers in dieser Hinsicht kaum die Rede sein, da der Charakter dieser Gattung einer Vorliebe für bestimmte Berufsstände nicht viel Raum läßt. Im sozialen Roman dagegen, insbesondere bei denen zweiter und dritter Ordnung, die auf den Beifall der an Äußerlichkeiten klebenden schönen Leserinnen berechnet sind, läßt sich eine derartige Bevorzugung durch alle Perioden der Literaturgeschichte verfolgen. In den dreißiger Jahren und noch früher sind die Aristokraten, die Barone und die Grafen die Hauptträger der Handlung; dann tauchen abwechselnd die ideal angehauchten jungen Rittergutsbesitzer auf, die hochgebildeten Kaufherren mit ihren Säcken voll Geld und ihren Herzen voll Menschenliebe, die Industriehelden mit veilschenblauen Augen und langen blonden Vollbärten, und die nervösen Staatsmänner, deren diplomatische Berechnungen an dem Venusberge zu schanden werden; dann erscheinen die menschenfreundlichen Ärzte, deren Kunst eine Gräfin oder Prinzessin von langer Krankheit und sie selbst von einem lästigen Junggefellentum befreit; und weiter die mähnenschüttelnden Künstler, in deren Augen süßer Wahnsinn glüht, und die formgewandten, ritterlichen, liebeschmachtenden Assessoren, die allemal schon das Ministerportefeuille, selbst für Landwirtschaft und Viehzucht, in der Tasche tragen.

schastlichem Geiste erfüllt ist. Gnad weist nach, was wir vor zwei Jahren bei Besprechung der „Stationen“ hier ebenfalls gethan haben, daß Hamerling kein naiver Lyriker war, wie er selbst meinte; auch auf ihren abstrakten Charakter weist Gnad treffend hin und zeigt ferner, daß einunddieselbe Idee, die Idee der Liebe, in allen Werken des Dichters gefeiert wird. Die Studie ist vor dem Erscheinen der „Atomistik“ geschrieben worden. Durch dieses Werk hat die ganze Hamerling-Kritik eine neue Grundlage gewonnen; man kann nicht mehr über ihn schreiben, ohne mit seiner Ethik vertraut zu sein.

Man kann sagen, daß heutzutage alle Berufsstände ihre Vertreter in der epischen Dichtung gefunden haben; nur ein Beruf scheint aus dem Kreise der Romanhelden ausgeschlossen zu sein, das ist der der Gymnasiallehrer. Es ist auffallend, mit welcher Scheu und Haß die Schriftsteller an dieser Gesellschaftsklasse vorübergehen. Mit dem nomadifizierenden Hauslehrer, an dem man die Schulstubenluft, den stupor scholasticus noch nicht zu spüren glaubt, war noch etwas anzufangen, und Spielhagens „Problematische Naturen“ haben mehr als einen rätselhaften und interessanten Hauslehrerroman gezeitigt; aber mit dem wohlbestallten „ordentlichen“ Lehrer, der sein trocknes Amt und sein trocknes Brot hat, mochte sich kein Dichter, schon wegen der unpoetischen und wenig genialen Ordentlichkeit abgeben. Und wenn es trotzdem geschah und in Erzählungen und Bühnenstücken noch weiter geschieht, so pflegt man ihn lediglich als dunkle Folie für andre, in der höhern Gunst der Leser stehende Persönlichkeiten zu gebrauchen und ihn, wenn er jung ist, als den schwerfälligen, ungehobelten, von der ganzen Unterordnung seiner Thätigkeit überzeugten, gutmütigen Gesellen darzustellen, der mit dem Augenaufschlag eines sterbenden Huhns zu dem Helden der Geschichte emporblickt; ist er aber bejahrt, so macht man aus ihm einen alten, griesgrämigen, unter dem Pantoffel eines kinderreichen Hausdrachens stehenden Narren. Daß sich ein Gymnasiallehrer mit einem andern Wesen als einem Schneidermädchen verheiraten könnte, liegt, nach unsern Romanen zu urteilen, völlig außerhalb aller gesellschaftlichen Anschauung und Gepflogenheit, höchstens gönnt man ihnen noch eine arme Klavierlehrerin oder eine elternlose Erzieherin. So ist die Auffassung von der gesellschaftlichen Stellung der Gymnasiallehrer nicht allein in den Familienblättern; man findet sie auch bei den sogenannten Trägern unsrer Litteratur, bei Ernst Wichert, bei Paul Lindau, Ernst Eckstein, Sudermann und andern; und wer die litterarischen Erzeugnisse der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat, der wird für das gesagte Beispiele in Hülle und Fülle finden. Ist es durch den Gang der Geschichte geboten, irgend einem akademisch gebildeten Lehrer doch einmal eine ernsthafte Rolle zuzuertheilen oder ihn in höhere Gesellschaftskreise als Gleichberechtigten zu versetzen, so wissen die Dichter keinen andern Ausweg, als daß sie ihn schnell zum Reserveoffizier machen; dann haben sie ihn mit einem Schlage in eine „Sphäre“ gehoben, wo die untergeordnete Stellung des Schulmeisters nicht mehr zu wittern ist und nur noch der Gentleman gilt.

Man fragt sich unwillkürlich nach den Gründen dieser seltsamen Erscheinung, dieser unverkennbaren Antipathie, die der Stand der Gymnasiallehrer trotz aller schönen Redensarten nicht nur in den höchsten Kreisen, sondern auch in allen Schichten des deutschen Volkes findet. Und da müssen wir doch sagen, daß die akademisch gebildeten Lehrer an diesen unerquicklichen Verhältnissen zum größten Teil selbst schuld sind; denn nirgends herrscht ein solcher Mangel an echtem Standesbewußtsein, eine solche, oben nicht ungerne gesehene

Uneinigkeit, Gespreiztheit, Wichtigthuerei und kleinliche Gesinnung, als unter ihnen: der königliche Gymnasiallehrer dünkt sich höher, besser als der im städtischen Dienste stehende; der Gymnasiallehrer wieder macht keine gemeinsame Sache mit dem Amtsgenossen am Realgymnasium und an der Realschule, und so geht es weiter, des wunderlichen, oft hochmütigen Verhaltens mancher Schulräte und Direktoren ihren Untergebenen gegenüber gar nicht zu gedenken. Von einem einheitlichen Zusammenhalten und natürlichem Korpsgeist ist bei dem demoralisirenden Warten auf den Tod oder Abgang des ältern Kollegen und bei dem widerwärtigen Personenkultus, der mit gewissen Schulräten und Direktoren getrieben wird, gar keine Rede. Deshalb haben sie seit dem deutsch-französischen Kriege nichts erreicht und werden auch unter solchen Umständen nichts erreichen. Statt vereint ihre gemeinsamen Ziele zu verfolgen, haben sie einander im Gegenteil um Hirngespinnste, pädagogische Schnurrpfeifereien und akademische Fragen angegriffen, heruntergerissen und zerfleischt und so ihr bischen überschüssige Kraft nutzlos verpufft. Die Volksschullehrer sind klüger gewesen; sie haben durch ihr geschlossenes Vorgehen, durch ihr selbstbewusstes Auftreten und durch ihre hartnäckige Ausdauer alle ihre Ziele erreicht, oft mehr, als sie wollten. Sie haben es wirklich dahin gebracht, daß sie, selbst wenn sie nur im Singen und Schreiben Unterricht zu geben vermögen, in den „Metropolen des geistigen Lebens“ oft besser gestellt sind, als die akademisch gebildeten Lehrer. Diese Thatsache ist ein Skandal, denn sie ist ebenso bezeichnend für die — gelinde gesagt — maßlose Gutmütigkeit der Zurückgesetzten, wie für die Willkür und Ungerechtigkeit der Gemeinden; daß sich die akademisch gebildeten Lehrer eine derartige Behandlung bieten lassen, ohne immer wieder dagegen laut und öffentlich Einspruch zu erheben, ist ein Zeichen ganz trostloser Schwäche. Es ist wirklich rührend, wie der Regierungsvertreter bei der Berliner Schulkonferenz die Mitglieder freundlich ermahnt: „Die pessimistische Stimmung der Lehrer einigermaßen (!) zu mildern und zu zerstreuen und deren Freudigkeit im Berufe durch die Hoffnung (!) auf eine bessere Zukunft (im Jenseits?) zu erhalten.“

Es ist denn auch durch diese kindliche Zukunftsmusik in allen Gauen Deutschlands eine gährende Unzufriedenheit entstanden; Unzufriedenheit der Lehrer aber ist schleichendes Gift für die Jugend, und Ungerechtigkeit treibt sie alle mit einander in das Lager der Sozialdemokraten — und es wäre wunderbar, wenn es nicht geschähe —, zum mindesten in das der Antisemiten oder in das der begeisterungslosen Pessimisten.

Wenn solche unerhörten Zustände, wie die vorhin erwähnten, in großen und reichen Städten herrschen, wie mag es dann erst in den armen und kleinen Gemeinden aussehen, in die uns Hans Hoffmann mit seiner soeben erschienenen, Moriz Necker gewidmeten Novellenammlung *Das Gymnasium zu Stolpenburg* (Berlin, Gebrüder Pachtel, 1891) einführt?

Hoffmann kennt die wenig rosigten Gymnasialzustände, wenigstens in der Gegend Deutschlands, die der Schauplatz seiner Geschichten ist, aus eigener Erfahrung; er hat selbst diese Bürde, die die alten Griechen nur den Sklaven aufzulegen für richtig hielten und die sich heutzutage bei den meisten Lehrern aus Undankbarkeit, Enttäuschung und Sorgen zusammensetzt, ein paar Jahre getragen und dann die ganze Schulmeisterei in die Ecke geworfen. Er kennt jene Orte, wo ein Stadtverordneter den andern auf die neuen Beinkleider eines Gymnasiallehrers mit den Worten aufmerksam macht: „Die Kerls fressen uns die Haare vom Kopf,“ und wo jene Sorte von Männern wohnt, die für die höhern Schulen nicht eher etwas bewilligen, als bis — nach dem weltbekannten Ausspruch des Landrats von Steinhöfel — eine verhungerte Lehrerswitwe auf den Tisch des Hauses niedergelegt wird.

Hoffmann hat die Gestalten, die er uns aus dem Gymnasium zu Stolpenburg in Hinterpommern vorführt, alle nach dem Leben gezeichnet. Seine Vorbilder sind echt: der Schulamtskandidat und ewige Hilfslehrer Christian Dinsie mit seiner unglücklichen Liebe und seinem noch unglücklicheren Staatsexamen; der Gymnasialoberlehrer Martin Löwe mit seinem niederschmetternden Wahlsprüche: *Philologus sum, humana omnia a me abesse puto*; der alte Junggeselle Kanold, um den seine drei habgierigen und selbstüchtigen Schwestern wie die Parzen sitzen; die beiden durchtriebenen jungen Lehrer Hophni und Pinehas (die Hofmann so nach den verruchten Söhnen des Hohenpriesters Eli benannt hat), und der alte Röber (für den wohl ein Danziger Original Modell gefessen hat), der unglückliche Schulmeister, der erst bei seiner Pensionierung merkt, daß er seinen Beruf wirklich verfehlt habe, weil er fünfundvierzig Jahre lang umsonst nach der richtigen Erziehungsmethode gesucht habe. Es weht ein köstlicher Humor durch alle diese Erzählungen; nicht jener plumpe, herzlose, kindische Gymnasialulk, den Ernst Ecksteins Phantasie mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit zum Entzücken und Verderben unsrer Sekundaner und Primaner jahrelang hervorgebracht hat, sondern ein heiterer, freundlicher, gemütvoller Geist, der wiederholt an Dickens erinnert. Zuweilen merkt man aber doch in diesen Lebensbildern einen bitteren, ironischen Zug, so wenn Hoffmann den Direktor eine schöne Ansprache an den scheidenden alten Röber halten läßt „mit jenen, in jahrhundertlanger Ausnutzung nie veralteten Kernworten von der Erhabenheit des Lehrberufes, der Schwere seiner Pflichten und der stärkenden Kraft des innern Lohnes.“

Die den alten Oberlehrer Röber behandelnde Novelle „Erfüllter Beruf“ ist geradezu ein psychologisches Meisterwerk und übertrifft an Feinheit der Durchführung noch seine erste Erzählung „Die Handschrift A.“ Mit welchem tiefen Verständnis hat sich der Schriftsteller in die Seelenqualen dieses Mannes versenkt, der alle Gaben des Himmels besitzt, schlichte Kraft der Beredsamkeit, mühelose Anmut des Wises, tiefe Gelehrsamkeit und ein

edles warmes Herz, außer der Kunst der Selbstdarstellung, außer Selbstbewußtsein, außer aller Würde, und der daher trotz aller Versuche und unzähliger Methoden niemals dazu gelangt ist, eine erträgliche Disziplin zu halten, am wenigsten in seiner Tertia, „der Maienblüte aller Flegelhaftigkeit.“ Röver wird endlich pensionirt und zieht sich auf ein stilles Dorf zurück, um seine verdiente Ruhe zu genießen. Aber in seinem Herzen ist der Stachel zurückgeblieben, nie seinen Lebensberuf ganz ausgefüllt zu haben. Ein unwiderstehlicher Hang treibt ihn nach der Dorfschule, wo er das große Rätsel der Disziplin immer wieder anstaunt, wie „das kümmerliche Huhn von Dorfschulmeister den wirr herwimmelnden Schwarm ungeleckter germanischer Bärenkinder unverzüglich in eine mild lagernde Lämmerherde zu verwandeln“ versteht. Diesen Dorfschulmeister in seiner Haltung vor der Klasse hat Hoffmann dem Leser trefflich vor Augen gezaubert: „Hoch aufgerichtet pflegte er dazustehen, freudigen Trostes, von Würde gesättigt: das Standbein starr, lotrecht, mächtig wider den Boden gestemmt, das Spielbein steif vorgestreckt, die rechte Hand breit in den Busen geschoben, die linke ruhig, sieghaft sich hebend, als zauderte sie sorglos nur noch einen Augenblick, den Dreizaß zu zucken oder die Agis zu schütteln.“ Rovers ganzer pädagogischer Ehrgeiz flammt beim Anblick dieses mimischen und plastischen Meisterstückes und seiner Wirkung auf die Jugend noch einmal in heller Glut auf. Der Schulmeister wird krank, und der gelehrte Philologe übernimmt zum Erstaunen aller Welt den Unterricht der Dorfjugend. Aber kaum erscheint er, so geht auch hier der Lärm, die Flegelhaftigkeit, die Dual, der Ärger und ein hilfloser Kampf los. Der Greis stirbt verzweifelt und tot gärgert in der Klasse, nachdem er am Dorfschulmeister die Wahrheit erkannt hat: man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben daran auch die andern; nur der vermag die Menschen zu täuschen, der sich zuvor selber täuscht! Halte du dich für einen Propheten, und du bist einer; zweifle an dir und kein Zeichen noch Wunder wird dir helfen, nicht einmal gläubige Kinder wird deine Predigt finden.

Eine Gestalt, die an den unglücklichen Schulamtskandidaten in „Sodoms Ende“ erinnert, ist Christian Dinse in der Novelle „Die Handschrift A.“ Wer derartige Menschen noch nicht kennen gelernt hat, und sie sind ja scheu wie die Nachtulen, der könnte glauben, Hoffmann habe bei dieser Zeichnung zu starke Lichter aufgesetzt und den Charakter dieses „ewigen Hilfslehrers“ durch grotesk-komische Beimischungen zu stark verzerrt. Und doch ist auch hier jeder Zug nach der Natur gezeichnet und paßt vorzüglich zu dem närrischen Wesen des einseitigen Germanisten, der die ganze Litteratur vom Nibelungenliede bis zum Kutschelied philologisch studirt hat, aber dafür auf dem Gymnasium keine rechte Verwendung findet, weil sich nach seiner Ansicht auf einem ordentlichen Gymnasium niemand ums Deutsche

kümmre. Nichts hat er von seinem Professor auf der Universität besser gelernt, als das Niederschimpfen des Gegners. So unbeholfen, schüchtern und ängstlich der junge Nibelungenforscher sonst ist, so wild und roh wird er, wenn er auf eine andre Ansicht stößt, als die Lachmannsche, daß nämlich A und nicht C die älteste Handschrift des Nibelungenliedes sei. Da perlt es nur so aus seinem Munde von anmutigen Ausdrücken wie Verbohrtheit, hirnverbrannter Dünkelhaftigkeit, frevelhafter Blödsinnigkeit, nackter Frechheit, schwindelndem Größenwahn, dilettantischer Kinderfaselei, denkfähigen und sittlich unzurechnungsfähigen Subjekten u. s. w. Hans Hoffmann hat hier eine sehr wunde Stelle in unsrer wissenschaftlichen Kritik berührt. Es ist leider wahr: nirgends finden wir eine solche Sprache, ein so unerhörtes Deutsch, einen so fleghaften Ton wie in unsern fachwissenschaftlichen Zeitschriften, insbesondre da, wo eine „Autorität“ ihren Gegner niederschmettert und sich vor ihren Jüngern in ganzer Größe aufbläht. In diesen ungehörigen Ton fällt denn nun auch der Kandidat Dinse, als er in dem prüfenden Professor Rickmann einen wütenden Verteidiger der verpönten Handschrift C erkennt. Rickmann bleibt ihm an Grobheit nichts schuldig und läßt den unverschämten Widersacher cum infamia durchfallen. Wer sich selbst einmal einer derartigen Prüfung unterzogen hat, der wird die Schilderung dieser Szene mit innigem Vergnügen lesen. Für Dinse hat der Vorgang trübe Folgen. Seine Braut, Anna Gebhart, sagt sich von ihm los, und mit Thränen in den Augen liest der Ärmste die von ihm für unecht erklärte Strophe aus dem alten Liede:

Mit leide was verendet des küniges höhzeit,
Als ie die liebe leide ze aller jungiste git.

Wie sich nun Anna selbst als junge Lehrerin aus Nibelungenlied macht und als „Studiosus Geiseler“ mit Christian Dinse in gelehrten Briefverkehr tritt, wie sich beide endlich doch noch wiederfinden und sich nach fünfundzwanzig Jahren heiraten, nachdem Christian endlich seinen höchsten Gehalt von sechshundert Thalern erreicht hat, wie das Pärchen Hand in Hand auf den Wällen spazieren geht, sie verblüht und vertrocknet, er mit seinem alten verblühten Flügelmantel, der ihm den Beinamen „Archäopteryx“ eingebracht hat, das alles ist überaus rührend und humorvoll geschildert.

Den wunderlichen, an Ruhmsucht und Größenwahn leidenden Zeichenlehrer Spilling vom Stolpenburger Gymnasium hat Hans Hoffmann zum Helden einer als selbständiger Band in demselben Verlage erschienenen Novelle: Ruhm gemacht. Seine Kunst, auf einem ernstern, fast tragischen Hintergrunde heitere und schalkhafte Szenen zu entwerfen und selbst die abgeschmacktesten, lächerlichsten Menschen unserm Herzen näher zu bringen, ist in dieser Novelle geradezu erstaunlich. Spilling, an dem seine Mutter schon in seiner Kindheit einen Narren gefressen hat, gilt in dem entlegenen elbäussischen Städtchen

Thannweier als ein Wunder. Er selbst hat seine eitle Mutter in dem Wahne gelassen und sie durch alle möglichen Vorspiegelungen immer mehr in der Überzeugung bestärkt, daß er der größte Baumeister Deutschlands sei und vom Kaiser von Rußland einen Ruf nach Petersburg erhalten habe, um dort einen Dom zu bauen. Ein guter Freund in Petersburg besorgt ahnungslos alle diese, aus Spillings zweiter Gedankenwelt stammenden Briefe Spillings an die Mutter und befördert alle aus Thannweier an Spilling einlaufenden Sendungen nach Hinterpommern. Alle Jahre, wenn die Sommerferien da sind, erscheint der Stolpenburger Zeichenlehrer als russischer Baurat in Thannweier und wird vom ganzen Städtchen jubelnd begrüßt und gefeiert. Was er sich in Stolpenburg abgedarbt hat, das geht in Thannweier in großen, von Spilling bezahlten Volkslustbarkeiten drauf. Endlich zerrinnt der ganze russische Spuk; Spilling schnappt in Stolpenburg über, und ein junger Gymnasiallehrer, Dr. Wiegand, der im Begriff ist, eine Schweizerreise anzutreten, übernimmt es, die Mutter von der Erkrankung des Sohnes in Kenntnis zu setzen. Die durch Wiegand in Thannweier verursachten Verwirrungen und Mißverständnisse sind sehr ergötzlich geschildert. In Wiegand finden wir endlich einen vernünftigen und umgänglichen Vertreter der Philologie, „von Manieren und einer heitern Weltläufigkeit, wie sie in seinem Stande nicht alle Tage angetroffen werden.“



Das Zukunftsreich Zambesia und dessen Begründer^{*)}



in bisher meines Wissens unerklärtes Kunststück indischer Magier besteht darin, daß sie ein Samenkorn in die Erde stecken und vor den Augen der Herumstehenden in unglaublich kurzer Zeit eine ganz regelrecht sich entwickelnde Pflanze mit Zweigen und Blättern hervorzaubern. Ich erinnere mich nicht, ob die Augenzeugen, die mir das erzählten, hinzugefügt haben, daß es dieses botanische Wunder bei derselben Gelegenheit auch zu Blüten und Früchten gebracht habe.

Unter demselben Vorbehalte der Blüten (Gold) und Früchte (Dividenden) vollzieht sich vor den Augen der staunenden Welt, die durch Zeitungen und Telegraphen auf dem Laufenden erhalten wird, ein politisch-wirtschaftliches Wunder im Innern Afrikas. Auf einem Flächenraume, so groß etwa wie

^{*)} Die nachfolgende höchst interessante und lehrreiche Betrachtung stammt aus der Feder eines Landsmannes, der kürzlich aus Kapstadt heimgekehrt ist. D Red